

Auf Abstand.

Ein kulturgeschichtlicher Streifzug — die Geschichte der Abstände. Des Abstandes.

Der Babyelefant. Sicherheitsabstand, Mindestabstand. Gegenwärtig gewinnt der Begriff des Abstandes eine zunehmende Präsenz im gesellschaftlichen Diskurs. Abstände bedingen eine Lust an der Vermessung haben aber auch eine normierende, gebietende Qualität. Abstände gehören eingehalten, können einer Kontrolle unterzogen werden, werden so einerseits zu räumlichen Normen und andererseits aber auch zu Quellen von affektiven Zuständen. Macht, Ohnmacht, Wut, Befriedigung, Freude, Leid. Inklusion, Zugehörigkeit wie auch Aussatz, Ausgeschlossensein bestimmen das individuelle Erleben des Raumes. Angefangen von der Proportionslehre der klassischen Antike bis hin zur Strassenverkehrsordnung ist der kulturelle Raum durchzogen mit raumgebenden Geboten und Erwartungen. Dem gegen stehen Sanktionen. Gleichzeitig werden solcherart geformten räumliche Ordnungen in die subjektive psychische Erlebniswelt hinein gewoben und kommen zunächst als sprachliche Gesten in Erscheinung. Ich brauche mehr Abstand. Können wir bitte auf Abstand gehen? Kann man zwischenmenschliche Beziehungen bzw. gesellschaftliche Organisation überhaupt ohne räumliche Metaphern denken? Mehr als eine Brücke zwischen Psychologie und Architektur, läßt sich die Frage schön ausweiten. Welche Würzung oder Farbe erhält dieser Begriff in den unterschiedlichen Kammern menschlichen Tuns? Wie könnten wir gemeinsam lustvoll uns diesem derzeit grassierenden Wort nähern und so auch etwas über uns, gegenseitig, erfahren?

Abstand erscheint zunächst als ein sprachlicher Abkömmling des Vermögens des Stehens. Der menschliche Stand, auf zwei Beinen, erhoben, erfährt im kommunikativen Umgang eine symbolische Dimension, die sich aus der vielfach wiederkehrenden Verwendung des Wortes erahnen läßt: Anstand, Einstand, Bestand, Verstand, Unterstand, Aufstand, Entstand, Widerstand, Verständnis, Einverständnis, Verständigung, Geständnis, Eingeständnis, Bestehen, Standard, Standarte, Gegenstand, Hochstand, Abstandhalter und so fort. Demnach erscheint der Begriff Stand wie eine Klammer, die sich über verschiedenste Gebiete kulturellen Schaffens, zu erstrecken scheint.

Ich sehe nicht mehr so gut. Früher hab ich zumindest besser gesehen. Da habe ich über dieses Thema auch keine besonderen Gedanken gemacht. Es funktionierte einfach. Die Augen taten das, was sie tun sollten. Sie versorgten mich mit Eindrücken und Informationen und ich konnte mit meiner Aufmerksamkeit meine Dinge ohne auf Hindernisse zu stossen einfach erledigen. Es kam aber der Tag, als ich merkte, dass es nicht mehr so flüssig läuft. Plötzlich hatte ich Schwierigkeiten, Buchstaben zu entziffern. So sehr ich mich auch angestrengt habe, es ging nicht mehr. Zunächst wunderte ich mich. Ein Erstaunen ergriff mich. Es ist wohl soweit. Ich bin in diesem Alter angekommen und so kam es, daß ich mir eine Brille zugelegt habe. Eine kleine Veränderung trat in mein Leben, die Brille begann zu einem ständigen Begleiter zu werden. Ich muss sie suchen, wissen wo sie ist. Bis hierher hatte ich mein Leben in einer unausgesprochenen Überzeugung, also ohne es bewusst zu werden, gelebt, die da heißt: Meine Sicht ist in Ordnung. Und ich denke, es geht vielen so, die sich nicht mit der Tatsache auseinandersetzen mussten, dass sie ein Hilfsmittel zum sehen benötigen. Sie alle dürfen so, unbeschwert, durch die Welt gehen. Aber ist

oder war meine Sicht wirklich in Ordnung? Es ist schön, blauäugig sein zu dürfen, aber vielleicht kann es auch schön sein, die Sicht auf die Dinge zu hinterfragen.

Nun habe ich eine Brille und mache mit ihr neue Erfahrungen. Von einer dieser möchte ich kurz berichten. Nichts Aussergewöhnliches, jeder der eine Brille, oder besser gesagt eine Lesebrille benötigt, wird sie kennen. Und die, die schon jemanden beobachtet haben, der versucht mit eben dieser besagten Brille etwas zu entziffern, werden auch wissen. Es geht um diese sonderbar anmutende Bewegung, in der man versucht, den richtigen Abstand zu finden. Der Kopf wird dabei leicht nach hinten oder nach vorne gezogen, das Lesestück in der Hand wird dabei gegenläufig durch den Raum bewegt. Ein hin und her, eine Pendelbewegung, zwischen zu nahe und zu weit, ist es genau das, was das Wort Fokussieren bedeutet. Denn die Sequenz der Linsen, die nun das Lesen ermöglichen, bedingen eine ganz bestimmte Weite, die Brennweite. Je billiger die Brille, desto knapper die Bandweite, in der diese scharf genug ist. Man denke da an die Fotokameras, die man, das war vor langer Zeit, mit der Hand auf die richtige Entfernung händisch einstellen musste. Es passiert zu leicht, dass das Bild in Unschärfe abgleitet. Sowohl bei der Brille als auch mit den alten Fotokameras. Dies verursacht Ärger. Bedächtiges Näherrücken und oder von sich halten, anmutend und grotesk zugleich. Etwas oder jemanden auf Abstand halten. So bin ich gezwungen, die Dinge, die ich lesen möchte, auf genau diesen Abstand zu bringen, in dem mein Sehapparat klar funktioniert. Sonst gehts nicht. Und da kam der Gedanke, was ist, wenn mir hier ein Phänomen vor Augen geführt wäre, das mir etwas von der Welt erzählt, von der Welt der Wahrnehmung mehr im allgemeinen. Was wäre, also, wenn dieses Werk, dass ich zur Erkenntnis, zur Orientierung, zur Wahrnehmung verwende, das Gehirn, die Seele, die Psyche, ja ganz ähnlich arbeitet? Ich begann mir Gedanken über Abstände zu machen. Eben beschrieb ich noch eine merkwürdige altersbedingte Erstarrung des Sehapparates, dem behelfsmäßig mit Behelfen, Händen und Füßen entgegengewirkt wird. Gleichzeitig ist da aber auch ein Mensch neben mir. Sehr nahe. Wir berühren uns. Empfindungen strömen herein und gleichzeitig springt dieser Gedanke: Wer ist diese Person? Kenne ich sie? Kann ich sie sehen? Nein, ich meine, kann ich sie wirklich sehen? Kann ich sie sehen für das was sie ist? Oder ist sie mir vielleicht dafür eben zu nahe? Oder noch schlimmer. Kann es sein, dass das, was man für das Einfachste und für das Natürlichste auf der Welt hält, einen Menschen zu sehen, oder besser, zu erkennen, in Wirklichkeit eine höchst schwierige Angelegenheit ist? Soweit die Kaskade der eigenen Verwirrungen. Gefühle der Unsicherheit aber auch der Aufregung machten sich bemerkbar. Ich bin da etwas auf der Spur. Sehapparat, Wahrnehmungsapparat. Sehen, erkennen, navigieren, lesen, handeln, manipulieren.

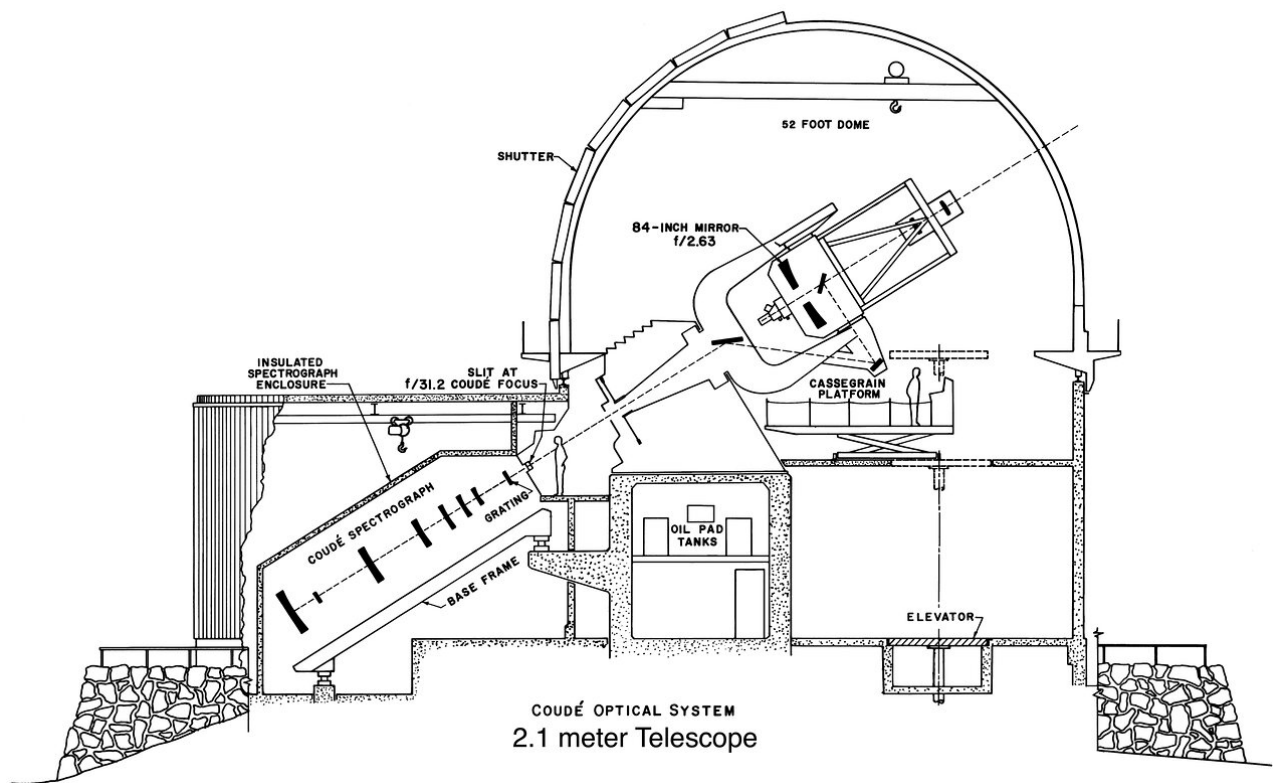


Fig: A cross-section of the Kitt Peak National Observatory's 2.1-meter telescope building.

Ist sie mir zu nahe? Soll ich mich von ihr entfernen? Passt mir diese Nähe? Wird sie zu eng? Bedrückend? Ich denke da an Konrad Lorenz, an die Graugänse, an das Zürcher Modell von Norbert Bischof, denke auch an das strukturelle Modell von Freud, dem Es, dem Ich, dessen Zugang zum System Wahrnehmung, die seitlich aufgesetzte Hörkappe. Regulierung von Abständen: Nähe, Weite, Fremde, Autonomiebedürfnis und Sicherheitsbedürfnis. Ist sie mir zu nahe, werde ich von Gefühlen geflutet, meine Wahrnehmung wird unscharf, da sie durch meine eigenen Bedürfnisse, die ich auf sie projiziere, getrübt wird. So kann ich sie nicht sehen. Ist sie mir zu weit, so erreichen mich wiederum nicht genug relevante Signale, das ich mir ein stabiles Bild, das frei von anders gearteten Projektionen: Sehnsüchten, Idealisierungen, von ihr machen könnte. Das Modell ist das eines Doppelkegels, die Spitze der zwei Kegel berühren sich im Brennpunkt, in dem Punkt, der den Abstand markiert, in dem ein scharfes Sehen möglich sein könnte.

Wie aber kann man den Abstand ermitteln? Ist der immer gleich, eine Konstante? Oder müssen wir von mehreren solchen Brennweiten ausgehen? Für unterschiedliche Situationen? Personen? Gefühlszustände? Erlebnisse? Ist diese Brennweite, der Idealabstand, den ich benötige um eine bestimmte Person wahrnehmen zu können, wohl wahr eine statische Konstante? Zu ihr fühle ich mich hingezogen, dann wiederum katapultiert es uns auseinander, Zeit vergeht, und es passiert wieder. Ein Rhythmus stellt sich ein, ähnlich wie der Lauf der Planeten oder der Lauf des Mondes. Um aber der Vehemenz unserer Bewegung auch voll Rechnung zu tragen, ich würde da doch an einen Kometen denken: periodische Wiederkehr, hohe Exzentrizität, hohe Erwartung, großes Ereignis, alles in allem, ziemlich geladen.

Nun ist es so, dass die Gegenwart eine Zeit ist, die davon bestimmt zu sein scheint, dass eine erhöhte Ansteckungsgefahr herrscht und Mann und Frau angehalten sind, räumlich auf Distanz zueinander zu gehen und zu bleiben. Sicherheit der eigenen Atmosphäre wegen. Der Begriff, der sich so im Zwischenraum eingenistet hat kann frei mit sozialer Verabstaltung übersetzt werden, der Raum ist Träger einer Gefahr, die wiederum drückt sich in Ansteckung, als Übertragung aus, Nähe wie Fremde erscheinen nun als angsterzeugende Gegenpole.

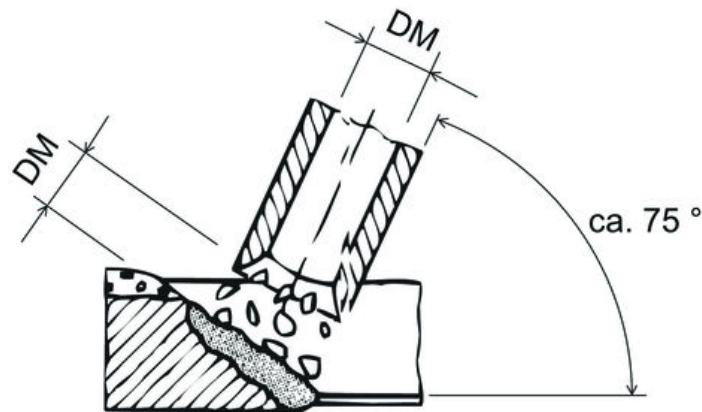


Fig: Lichtbogenschweissen.

Fügen von Metallteilen mittels Elektrodenschweißen ist eine Technik, die an und für sich nicht schwer zu verstehen ist, es handelt sich dabei um keine Raketenwissenschaft, eher eine vergleichsweise einfache Angelegenheit, die einfach, mittels zwei-drei gut formulierten Anweisungen ausreichend erläutert und vermittelt ist. Die Kunst, die dabei vollbracht werden muß, liegt in der Praxis der Ausführung. Eine stabförmige Elektrode, die beim fügen stetig abschmilzt und so die Schweißnaht erzeugt, muß entlang der zu fügenden Oberflächen in einer gleichförmigen Bewegung gezogen werden. Die Arbeitsweise der Schweißtechnik ist wie die eines Gewitterblitzes. Zwischen Elektrode und dem Werkstück sollte eine ständige elektrische Entladung stattfinden, ein sogenannter Lichtbogen, der einmal gezündet, brückt den Raum zwischen Elektrode und Werkstück. Die Spitze der Elektrode muß dabei in einem speziellen und unveränderlichen Abstand zu den fixierten Kanten des Werkstückes bleiben. Ist sie zu nahe, schnappt die Elektrode magnetisch angezogen an das Werkstück. Ist sie zu weit, reißt der Strom ab. In beiden Fällen erlischt die permanente Blitzentladung, der Bogen, der Schweißvorgang ist unterbrochen, die Kontinuität und der Zusammenhang der Schweißnaht ist nicht gewährleistet. Es ist gar nicht so leicht, es braucht einiges an Übung, um die stets kürzer werdende, abschmelzende Elektrode mit der entsprechenden Präzision zu führen. Der Blick durch das Quarzglas des Schutzschildes, eingeengt, getrübt, in eine relative Blindheit gefasst. Übung ist hier von Vorteil, man ist leicht geneigt, gekrümmt, aufzugeben, die Arbeit dafür bekannten, erprobten Fachleuten zu überlassen.

Ein Disto. Ich fuhr nach Leopoldau. Nahm die U-Bahn von Nestroyplatz. Es war so gegen halb sieben am Abend. Zunächst dachte ich, viel zu spät, dann, etwas später, auf die Garnitur wartend, dachte ich, viel zu früh. Wieder einmal viel zu früh und ich werde warten müssen. Wie langweilig. Dabei versuchte ich nicht einmal mir ein Bild von meinem Kontakt zu machen. So egal. Was ich wußte, Dominik, vom Schreibstil etwas im Kampf mit sich selbst, sich selbst oder mir im Weg,

dafür von ausgeprägter Freundlichkeit. Dazwischen überraschende, weil der Sache nicht ganz angemessene, mich entwaffnende Fetzen von intimen Bekenntnissen. Er muß noch seine Freundin fragen ob sie nicht was vorhaben. Er mußte noch den Kleinen abholen. Er hat kein Auto, wüßte nicht, wie er zum Praterstern kommen solle. Tat mir fast leid. Das machte es einfach. Ein fantastischer Freund. Ich war noch nie in Leopoldau. Mein Streckenrekord die Richtung betrug Kagran, und das liegt auch schon Jahre zurück. Noch den Stolz in der Tasche, meinen Horizont in die andere Richtung kürzlich erweitert zu haben. Alaudagasse. Per Albin Hanson Siedlung. Ein fremder Planet. Und nun der nächste. Rennbahnweg. Großfeldsiedlung. Der Silberpfeil durchbohrt nach Kaisermühlen die Oberfläche, tritt hinaus, schießt, gleitet. Die Weite des Himmels, ein letzter dunkeloranjer Streifen im Westen, Spuren der längst untergegangen geglaubten Sonne, versetzt meiner Stummheit einen weiteren Schlag. Verschlägt meiner Sprache den letzten Rest. Bumm. Kaum noch Leute in der Garnitur. Kein Wunder. Eine Scumabscheide folgt der nächsten. Was muß ich so weit fahren? Was tue ich hier? Will ich dieses Ding? Was treibt mich da an? Zwei Kapuzen über dem Kopf. Der Härtling, der Prolo, der, von dem alles abperlt, der sich keine krummen Gedanken macht, der einfach macht, der streunt. Die Fahrt bringt neue, altbekannte, lange nicht mehr getragene Schattierungen meines Wesens hervor. Schatten? Nicht da. Neonlichtbänder. 70er Jahre Moderne. Abgerundete Monotonie. Ich sah das Ding auf Willhaben. Marke Hilti. Die andere Option: eine Leica. Hilti ist aber Haklerbrutal, etwas für dicke Arbeitshandschuhe. Die Leica hat eine Mutti im Angebot, neu, originalverpackt, nie verwendet. Graziös. Mehr als in echt. Dominik's Hilti sah man eine wettergegärbte Vergangenheit an, eine Karriere in der Sandgrube. Ich will messen. Ich will es wissen. Wie weit ist was. Ich will einen Plan machen. Dafür brauche ich ein Messgerät. Das Unvermögen wuchs in den letzten Tagen ins Unermessliche. Steht mir im Weg. Vor Jahren hatte ich ein Disto. Ausgeliehen. Eine Scumabscheide nenne ich Abzweigungen: zum Beispiel bei Stadtautobahnen, in die Stadt mündend, vor mir der dichte, gräßlich aggressiv geladene Verkehrsstrom. Schreckliche Renaults, Opels, Dacias, Hyundais. Und dann kommt die Abfahrt, von der ich weiß, die führt in den Elend, von der ich weiß, wer da abbiegt, der hat verloren, und ich weiß, es werden viele sein und nachher wird die Straße wie leergefegt sein und ich werde meine Fahrt ins Zentrum mit einer neu ausgestreuten Würde, in stiller Eleganz fortsetzen können. Ähnlich auch bei U-Bahnen. Es gibt die Stationen, die funktionieren ähnlich. Sprechen wir hier noch über Architektur? Über den Raum? Über Hass, Niedertracht, Liebe? Die anderen, weg, in den dunklen Wahnsinn am Rande des Universums rasend. Blind. Ich aber, in mein eigenes Ghetto, auf meine eigene Hitzeinsel steuernd. Praterstern. Donaukanal. Nicht gerade Sehnsuchtsorte des Volksglaubens. Ich weiß es besser. Bin von da. Tempelbezirk samt Kommissariat und Wachsoldaten mit Sturmgewehren im Anschlag, dem seit biblischen Ewigkeiten gleichförmig flackernden Neonreklame des koscheren Eckladens: ausgesetzt. Köstlichkeiten vom toten Meer. Der alte Weissbart vom Eck in der Wüste in die Kamera grinsend. Ecken. Letzte Reste Kopfsteinpflaster. Salzpackungen im Arm. Er war mal also dort. Sicher nicht mit seinem verbeulten weißen VW T4 Transporter. Ich will mich nicht vergreifen. Dominik ist pünktlich. Will dann aber auch nicht gleich loslassen.

Dominik ist sauber. Kleine, funkelnde Augen, rasiert. Kurzhaarschnitt, Jeanshosen, Baumwollhemd, schön in der Hose verstaubt. Grauer Mantel?, sagt er und sieht mich fragend an. Das war das Erkennungszeichen, das ich vorausgeschickt hatte. Die Unterführung ist auch sauber, von Menschen leergefegt. Einzelne Schicksale. Ein junges Paar mit einem Kinderwagen in verkrampfter Haltung auf der Mission zum Zigarettensautomaten. Kein Vergleich mit meinen Phantasien, die sich aus Erfahrungen mit Bahnhof Floridsdorf speisten, der Wahnsinn bleibt hier

aus oder hat hier eine unterkühltere Erscheinungsform angenommen. Willhaben Dominik. Ist pünktlich, flinke kleine Bewegungen, wir steuern die Treppe Richtung Ausgang an. Das Disto in seiner Hintertasche. Der Stoff spannt, läßt die Kanten erkennen. Wie bloss kann ich ihn abzocken? Er geht vor mir. Erzählt von seinem Onkel. Der hat einen Betrieb, wenn ich das Ding kalibrieren lassen möchte, soll ich das über ihn machen. Der Onkel erscheint wie einer, der große Türen aufbekommt. Seriennummern abfeilen, aufpassen, keinen Blödsinn machen. Nicht daß das Gerät kalibriert werden müßte, aber man weiß ja nie. Ich höre mir die Clansgeschichten an, wie ein Vorspiel, bis er dann endlich das Gerät aus seiner Hosentasche zwickt. Ich soll ihm zuhören. Er sei drei Stationen mit dem Bus gefahren um herzukommen. Der Hund hat die Hülle des Geräts gerade zerbissen. Dominik wirkt wie einer, der froh ist mal kurz rauszukommen. Er richtet das Gerät auf einen Baum. Schau, 35 Meter. Der alte stumme Baum am Ende des versiegelten Vorplatzes. Abgeschossen. Vermessen. Gotcha. Ja, ich bin beeindruckt. Onkel, Cousin, er plaudert. Während dessen stelle ich mir die domestizierte Hölle vor, von der er gerade sich eine Pause herausquetscht. Hund, Kind, Freundin, die sanierte Wohnung, die Horde Männer, Testosteron, Fliesenlegen, Auto in der Werkstatt. Eine hauchdünne Oberfläche, ein Laminat des Glücks, unter der aber Chaos und Enge herrschen. Eine Vierzigstundenexistenz. Ich muß hier weg. Gib das Ding endlich her. Ich zück die Scheine aus meiner Hosentasche. Reiß die Leine. Hacke seine zarten Kontaktangebote jäh ab. Eine Grenze muß her. Ja, 70 sind ok, in Anbetracht der zerbissenen Hülle. Das tut seiner welpenhaften Fröhlichkeit keinen Abbruch. Und jetzt jeder zurück in seine Kiste. Dein Wahnsinn, mein Wahnsinn, dazwischen: Sicherheitsabstand. Es ist bereits spät. Dunkel. Und morgen kommt die Sonne heraus.

Das was ich für dieses Disto auf mich genommen habe, glaube ich nicht für ein Maßband jemals getan zu haben. Beide bedienen das ebengleiche Bedürfnis, Abstände möglichst präzise und mit erträglichen Aufwand bestimmen zu können. Aber nehmen wir einen Schritt zurück und betrachten wir das bisher Dargestellte. Diese nämlich würde ich vorschlagen, als Anekdoten zu verstehen, dessen Sinn oder Funktion es sein könnte, mein persönliches Interesse an dem Thema zu illustrieren. Das wiederum erscheint sich um den Begriff des Abstandes zu zentrieren. Ein Abstand. Wohl ein Begriff, der nicht bloss in der Architektur wie auch auf dem Gebiet der Seelenforschung Einzug gehalten hat. Man könnte meinen, als Begriff oder Vorstellung hat das Wort eine organisierende oder strukturierende Fähigkeit.

Wo aber könnte die Wurzel der Bedeutsamkeit dieses Wortes liegen? Die Entwicklung eines zentralen Nervensystems scheint evolutionär mit der Fähigkeit, aktiv durch den Raum zu steuern zusammenzufallen. Pflanzen haben in ihrer Morphologie auf wunderbare Weise Abstände, Größen, eingeschrieben, tragen sie aus. Blätter, Blüten, die wie wir nun entdecken können, ganz bestimmte Zahlenreihen bilden. Es sind aber wir Menschen, die die Erscheinung, sagen wir die göttliche Schönheit der Proportionen, auch als Zahlenreihe, als eine Abfolge von Abständen, die einer einfachen wenn auch mathematischen Regel folgend, erfassen können. Es geht um Beweglichkeit. Bei den Pflanzen wohl um Elastizität, um Tragbarkeit, um ein Optimum von Fülle und Weite im Lichte der Logik von Zug- und Druckkräften, von Oberflächenspannung und Füllmenge. Hier wird die Frage der Größenfindung bereits auf zellulärer Ebene, wenn auch weitgehend unbewusst, aufgenommen.

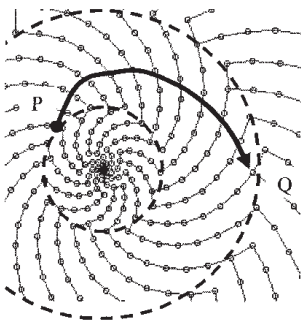


Fig. 3.

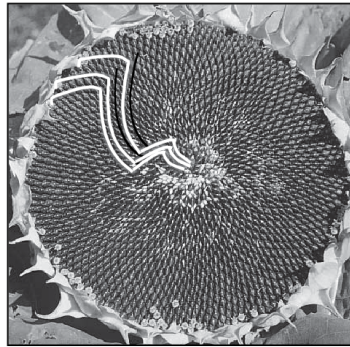


Fig. 4.

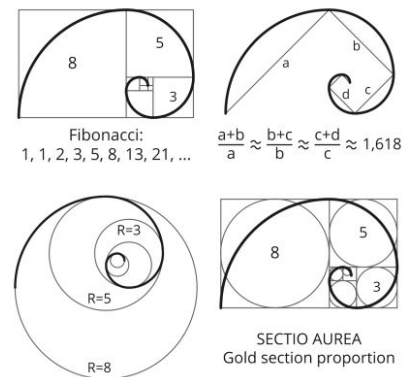


Fig: Takaki et al, Simulations of Sunflower Spirals and Fibonacci Numbers

Der Mensch jedoch, als das vermeintlich letzte Glied der evolutionären Entwicklungskette, verkörpert aber auch den höchsten Grad der Entwurzelung, sprich der Beweglichkeit, die jeher als die Möglichkeit zur Freiheit, zu einem unabhängigen, vielleicht bedingungslosen, freien Willen zu erfahren wird. Er kann seine Beweglichkeit sinnlich erfassen, darüber eventuell auch meditieren. Da gibt es aber auch das Reich der Tiere, die mehr oder weniger so vor sich hinhoppeln, hüpfen, kriechen, segeln, schwimmen, ohne viele Gedanken darüber zu verschwenden.

Ich geh jetzt eine Runde radfahren. Die Sonne scheint, nicht mehr lange, und die neue Gegend gehört erkundet. Nicht zu lange, denn das Stiegenhaus gehört auch noch vermessen, und das geht nicht nach Sonnenuntergang. Abstand gewinnen. Abstand nehmen. Bezug finden. Das Weite suchen, sich nicht in die Enge treiben lassen. Raum geben, Raum nehmen. Ein Perspektive entwickeln, die Perspektive ändern, einen neuen Horizont finden, erweitern, die räumliche Parallaxe nutzbar machen. Es sind topographische Strategien, die hier aus der Beweglichkeit heraus möglich werden. Aus diesen entspringt das Kunsthandwerk des Landvermessers und das Schicksal des Nomaden. Den Raum erkunden, besetzen, wandern. Nähe zulassen. Im Lichte abstandsbezogener Phänomene erscheinen das Elektron, der Hirsch und der Mensch Ähnlichkeiten im Verhalten zu zeigen. Sie alle besitzen scheinbar einen territorialen Anspruch, eine Geographie, dessen Merkmal es ist, daß sie einen bestimmten Abstand beanspruchen, in dem eine Leere zu herrschen hat, und wenn dieser unterschritten, sprich konkurrierend besetzt wird, Unruhe entsteht und ein Verhalten zur Wiederherstellung der räumlichen Ordnung entwickelt wird. Der Abstand wird verteidigt. Die Packdichte, bestimmt durch den kritischen Abstand, erscheint als eine merkwürdige Eigenschaft samt einer zugehörigen spezifischen Konstante. Auch hierin scheint der Mensch jedoch zu gewissen Anomalien fähig zu sein. In Massenpsychologie und Analyse des Ich geht Freud auf die Spurensuche eines Phänomens, das wohlwahr zum Staunen verleitet. Dies betrifft die Fähigkeit, eine Kompaktierung zu einer Masse zuzulassen, in dem der kritische Abstand zum anderen erheblich herabgesetzt wird und verblüffende Packdichten erreicht werden. In der Schrift beschreibt er die psychische Arbeit, die zur Verwirklichung solcher Dichte notwendig ist, eine Dynamik, die mit dem Umschalten gewisser interpsychischer Beziehungssysteme von einem Modus A in ein Modus B erfasst werden könnte. Tatsächlich ist der Begriff Verdichtung ein wesentliches Postulat im Verstehen unbewusster Vorgänge, psychischer Kalkulationsprozesse.

Nimmt man so während eines gewöhnlichen Werktages zum Beispiel die U-Bahn, wie bereits oben kurz skizziert, so kann es geschehen, dass man sich in einem Waggon wiederfindet, wo sich Körper an Körper reiben. Die Türen schliessen sich, eine Unzahl von sich unbekanntem Wesen verharren dann in einer verhältnismäßig starren Position. Sie halten es aus. Was genau? Laut Freud besteht in dem Moment die wesentliche geistige Leistung daraus, den libidinösen wie den aggressiven Impulsen einen dammartigen Aufschub zu leisten. Nicht den einen umbringen, nicht den anderen begehren, nicht ausrasten. Sich versteifen. Am besten niemanden ansehen.

Dominik konnte ich auch nicht sehen. Statt ihn zu sehen, machte ich mir ein Bild von ihm, eine Skizze entstand, der man nachsagen könnte, sie sei etwas karikaturhaft. Überzeichnet, vielleicht von eigenen Abwehrreaktionen gezeichnet, von Gefühlen, die sich im Zusammentreffen mit ihm entfaltet haben und dazu beitragen, die Begegnung auszuhalten, zu stabilisieren. Der Abstand zu ihm war nicht der wahre, der Baum, 35 Meter, er gleich neben mir, blinzeln, redend. Ein Abstand hat in sich, der richtige oder der falsche zu sein. Abstände können in diese Sphären polarisiert werden: Soll und Ist, Richtig oder Falsch.

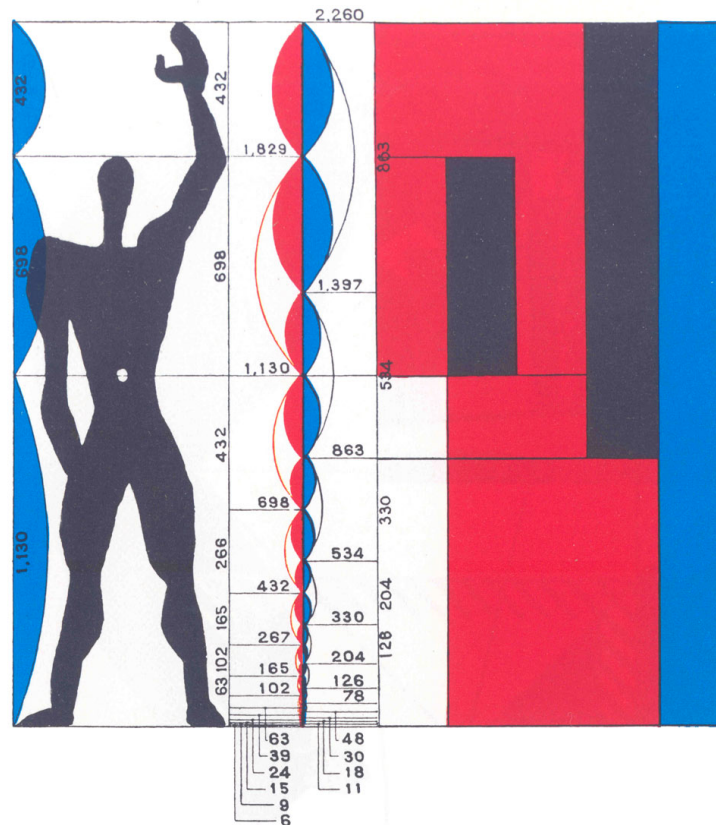


Fig: LeCorbusier, Der Modulor.

Das schöne, richtige, neue Maß. Der Modulor. Dieser Satz birgt es in sich: *Menschennähe*, das ist der grundlegende Wert von Modulor. Formuliert von dessen Autor, dem Jahrhundertarchitekten LeCorbusier, verursacht die Aussage eine gewisse Irritation. Menschennähe. Was genau könnte der Architekt meinen, wenn er versucht, sich dem Menschen anzunähern? Bedeutet dies, daß es

davor einen Abstand, einen etwa quälenden oder vielleicht ungerechten und aber auch unüberbrückbaren Abstand es zu den Menschen gegeben hat? Was war denn so fern? LeCorbusier wird als eine Figur verarbeitet, dessen Propositionen nichts weniger als eine Revolution des Bauens im 20. Jahrhundert gefordert und auch geliefert haben. Weg von den alten, verkrusteten Strukturen. Was möchte und was erlaubt uns der Stahlbeton? Wie kann man der neu entwickelten Bautechnik zuvor unmögliche räumliche Freiheiten abringen? Zwischen Getreidesilo und Kubismus. Das Basrelief, in dem, als Genre, sich die Agrarmacht Ägypten halbbewusst widerspiegelt. Buffalo. Luxor. Der Denker, der von den Schemen des Ingenieurs mitgerissen wird. Freud, der in der Zeit mit hydraulisch anmutenden Modellen hantierte, erging es auch nicht viel anders. Zwei Diagramme. Der Modulor, und das topographische Modell, der Versuch einer Gegenüberstellung.

Der Modulor: eine Ikone der Moderne. Wie das topographische Modell von Freud, kann man den Modulor als einen erneuten Versuch, den Menschen zu vermessen ansehen. Eine Maßnahme mit Hilfe von den Errungenschaften des aufgeklärten Menschen. Eine Selbstbetrachtung, in denen Zustände und Maßsysteme sich begegnen. Während das topographische Modell den Versuch darstellt, das psychische Innenleben des Menschen zu strukturieren, so bezieht sich der Modulor vordergründig auf die Anatomie, also auf Größenverhältnisse, auf Längen, Abstände, des menschlichen Körpers. Betrachtet man die Epoche, das frühe 20. Jahrhundert, aus dem das Werk stammt, so wird man mit der Verbreitung von Massenfertigung, von Industrialisierung, von dem Vorherrschen von seriellen, potentiell anonymen Prozessen konfrontiert. Ein Bestreben nach Normierung, nach Standardisierung, bestimmt die Produktion. Ein Ideal wird erkoren, das aus heutiger Sicht wohl als krass politisch unkorrekt im Sinne der Inklusion und der Diversität gelten würde. Das System bezieht sich auf den aufrechten, ideal entwickelten erwachsenen Mann. In dem Versuch jedoch, die als manifestes und explizites Narrativ eine Rückbesinnung auf menschliche Werte, eine Nähe zum Menschen suggeriert, gibt es ein Element der Wiederholung. Der Mensch wird neuerlich in den Mittelpunkt gerückt. Als wäre er über die Zeit von dort verrückt worden, könnte hier auch eine Abwehr gegen das Gefühl der Entfremdung vermutet werden. Das Resultat ist ein Anthropozentrismus, der aus Beständen der Mathematik, der Ergonomie, der Astronomie und der Kulturgeschichte der Renaissance (Antike) glaubend, bestrebt ist kosmisch-universelle Werte mit den aktuellen industriell-kapitalistischen Machtinstrumenten zu kreuzen und daraus eine magisch-mystische Legitimation zu erwirken. Insofern stellt Corbusier's Modulor eine vergleichbare argumentative Brüche wie das topographische Modell von Freud dar. Und tatsächlich finden sich in den zwei Autoren charismatisch agierende Individuen, deren Denken und Wirken es geschafft hatten, das 20. Jahrhundert nachhaltig zu prägen. Von beiden Diagrammen über den Menschen geht eine schwer zu fassende Faszination aus. Der psychisch relevante Raum ist demnach in zwei Sphären getrennt, eine Grenze zwischen bewussten und unbewussten Regionen wird eingezogen, die für sich als Folge als ein aktiver und dynamischer Abstandhalter ausformuliert und zu einem Topos für weitere theoretische Aufbauten wird. Fragen der Symmetrie und der Asymmetrie müssen erörtert werden. Ikonographie des modernen Menschen. Einer, der mit beiden verkehrte, Albert Einstein, meinte hierzu, *Es ist eine Sprache der Proportionen, die das Schlechte schwer und das Gute einfach macht*. Verführerische Gedanken. Eine unbequeme Liebe zur Symmetrie oder zur Einfachheit. Normative Abstände. Gegliederte Räume.

Bildquellen: <https://noirlab.edu/public/images/noao-03656/>
<https://noe.lko.at/elektroschwei%C3%9Fen-schnell-zu-sauberem-n%C3%A4hen+2400+2801277>
<https://www.semanticscholar.org/paper/Simulations-of-Sunflower-Spirals-and-Fibonacci-Takaki-Ogiso/1da883086701eb669e3554cddfe83524c8a6a2f9>
<https://www.livescience.com/37470-fibonacci-sequence.html>
<https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/der-modulor-menschennaehel-als-grundwert>